



Martin Conrath, 1959 in Neunkirchen/Saar geboren, ist Journalist, Autor, Dozent, Musiker, Werbetexter, Schauspieler, aber vor allem: ein Leben lang Aufschreiber, Geschichtenerzähler, Beobachter. Er lebt in Düsseldorf. Im Emons Verlag erschienen »Stahlglatt«, »Das schwarze Grab« und »Der Hofnarr«.

MARTIN CONRATH

**DER  
SCHATTENREITER**

SAARLAND KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig.

Emons Verlag

*»Die Welt wird nicht bedroht von den Menschen,  
die böse sind, sondern von denen, die das Böse zulassen.«*  
Albert Einstein

© Hermann-Josef Emons Verlag  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlagzeichnung: Heribert Stragholz  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany 2008  
ISBN 978-3-89705-556-8

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:  
Kostenlos bestellen unter  
[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

## EINS

Er mochte Kino und Fernsehen, liebte es, im Sessel zu sitzen, egal ob zu Hause oder im Saal mit vierhundert Fremden, Popcorn zu knabbern und einzutauchen in eine andere Welt. Heute Abend war er zu Hause geblieben und hatte sich eine DVD eingelegt. »The Last Samurai«. Den hatte er schon hundertmal gesehen, und jedes Mal war es wie das erste Mal. Die Vision des Helden Katsumoto ganz am Anfang: der kämpfende Tiger, der ihn zugleich erregte und beruhigte. Tom Cruise, der zwar einer perversen Sekte angehörte, sich im Film aber so entwickelt hatte wie er selbst. Ein gefallener Engel, der letztlich doch weiß, wo er hingehört. Die Szene, wenn Cruise die Seele seines Freundes Katsumoto befreit, indem er ihn tötet. Das ist Bestimmung. Die Menschen-Seelen zu befreien aus den Körpern.

Als der Abspann begann, hatte er die Pausetaste gedrückt. Seit zwei Stunden starrte er auf das eingefrorene Bild. Der Wecker piepte. Zuerst leise, dann immer aufdringlicher durch das ganze Haus.

Eine halbe Stunde dauerte es, bis er sich bewegen konnte. Die Gelenke knirschten, die Muskeln leisteten Widerstand, aber nach einer weiteren Viertelstunde war er so weit. Vorsichtig stieg er die Kellertreppe hinunter, sie war steil, schnell konnte man stolpern und sich den Hals brechen. Rechts die Öltanks, links die Heizungsanlage, geradeaus seine Werkstatt. Die Schiebetür glitt zur Seite, an der Stirnwand standen sie aufgereiht, die Speere. Er wählte einen leichten mit Widerhaken an der Spitze. Der Taser stand in der Ladestation, die Kontrollleuchte glimmte grün, volle Ladung hieß das, siebenhundertfünfzigtausend Volt, damit konnte er einen Elch lahmlegen. Der Taser hatte sich als kleine Wunderwaffe entpuppt. Im Gegensatz zu herkömmlichen Elektroschockern schoss der Taser zwei Elektroden ab, die sich in die Haut des Gegners bohrten und ihm dann den Stromstoß verpasseten. Bis zu fünf Meter überbrückte das Gerät. Genial einfach und äußerst wirkungsvoll.

Er schaute sich um und fand alles an seinem Platz, alles wohl-vorbereitet. Er schlüpfte in seinen Tarnanzug, nahm den Gürtel vom Haken, steckte den Schocker in die passende Schlaufe, warf einen Blick auf die Wetterstation. Zwei Uhr fünfundvierzig. Luftfeuchtigkeit fünfundvierzig Prozent. Temperatur einundzwanzig Grad Celsius. Luftdruck tausendunddreißig Millibar. Schönwetterlage. Mondphase: Neumond. Jetzt noch sein handliches GPS-Gerät für unterwegs, die Route war programmiert, das Terrain erkundet. Eine Taschenlampe, zwei Müsliriegel, zwei Bananen, zwei Äpfel und eine kleine Flasche Rotwein, etwa ein Drittel Liter.

Die Tür glitt zurück, er wechselte in die Garage, die direkt mit dem Keller verbunden war. Schon gestern Abend hatte er den Jeep vorbereitet. Alter Indianertrick, dachte er und stieg ein. Einseitig matt verspiegelte Scheiben. Verboten, aber nachts kaum zu sehen.

Das Tor öffnete sich automatisch, wenn er einen bestimmten Punkt passierte. Starke Motoren zogen es in drei Sekunden nach oben. Sobald er die Garage verlassen hatte, schloss es sich ebenso schnell und automatisch. Sein Jeep und die Garage kommunizierten miteinander. Darüber staunte er immer wieder. Tote Dinge, die miteinander sprachen. So wie sein Navi und die Satelliten. Hat nicht jeder, der kommuniziert, eine Seele? Und kann man Seelen nicht töten? Natürlich. Er konnte Seelen töten, er konnte Wesen töten und Maschinen. Sogar das Tote konnte er töten.

Fast lautlos rollte er durch die Straßen. Niemand würde sich an das Fahrzeug erinnern. Ein Jeep, ja, aber es gab inzwischen so viele Jeeps und so viele dumme Menschen, die sich so ein Fahrzeug kauften, das sie gar nicht brauchten. Als wollte man zehn Eiswürfel in einem Kühlwagen lagern, in dem man fünf Tonnen Fisch einfrieren konnte. Die Tarnfarbe entzog den Jeep nachts den Blicken. Tagsüber wäre das etwas anderes gewesen. Da wäre er aufgefallen wie ein bunter Hund. Sein Jeep war ein Nachtwesen. Ein Schatten, der sich ohne Spuren bewegte.

Nach ein paar Kilometern auf der Autobahn fuhr er auf eine Bundesstraße ab, dann auf eine Kreisstraße, schließlich rollte sein Jeep, der Nachtmahr, über einen Feldweg, rechts der Waldrand, links gemähte Wiesen. Der Weg endete; quer durch den Wald tas-

tete er sich vor, er kannte die Strecke, hatte seinen GPS-Scout. Trotzdem. Blicke er hier stecken, wäre er verloren. Natürlich hätte er auf dem Feldweg parken können. Das wäre sicherer gewesen, aber es hätte nicht so geprickelt. Manchmal verstand er sich selbst nicht. Was war es, das ihn zu seinen Auserwählten führte? Eine unsichtbare Kraft wies ihm den Weg, rief ihn, zeigte ihm, wer bereit war, befreit zu werden. Woher kam diese Kraft? Von Gott konnte sie nicht kommen. Er glaubte nicht an Götter. Götter waren für ihn Projektionen menschlicher Schwäche.

Es spielte keine Rolle. Also stieg er aus, griff seinen Speer und ging los. Er wusste ja, wo die Auserwählten auf ihn warteten, und nur das zählte.

## ZWEI

»Sie wundern sich tatsächlich?«, fragte Richterin Katharina Swelow-Hübner freundlich und beugte sich ein wenig nach vorne, gerade so, dass die Bewegung das Gesagte unterstrich. Sie wartete die Antwort nicht ab. »Sehen Sie sich an. Sie sitzen heute im Gerichtssaal, und Ihr Rock ist so kurz, dass ich fast Ihren Slip sehen kann. Wissen Sie nicht, dass so etwas Männer reizen kann? Dass so etwas missverstanden werden kann? Dass so etwas Fehlverhalten geradezu provoziert?«

Sonja Wraake zuckte nicht mit den Wimpern. Ein kurzer Blick auf ihre Mandantin, dann erwiderte sie vollkommen regungslos, die Richterin möge sich solcher Bemerkungen enthalten, man lebe im dritten Jahrtausend, das sei ein Zeitalter, in dem Frauen das Recht hätten, sich zu kleiden, wie sie wollten, und kein Mann habe das Recht, eine Frau zu vergewaltigen, selbst wenn sie nackt auf der Straße herumlaufe.

»Meine Mandantin Helga Simonis hat den Tatablauf zur Genuge dargelegt, der wertere Kollege Staatsanwalt Bellorz hat alles mit hieb- und stichfesten Beweisen untermauert.«

Die Richterin setzte sich auf, das Lächeln trug sie wie einen Schild. »Noch irgendwelche Beweisanträge?«

Bellorz schüttelte den Kopf, Sonja ebenfalls, der Anwalt des Angeklagten sagte ungeduldig: »Nein!«

»Dann bitte ich um die Plädoyers.«

Sechzig Minuten später zog sich das Gericht zur Beratung zurück. Nach zwei Stunden wurde die Verhandlung auf den nächsten Vormittag vertagt, da sich die Richter nicht einig waren.

Bellorz verließ fluchend den Gerichtssaal, der Angeklagte pfiiff Helga Simonis hinterher, was ihm einen Stüber von einem der Wachmänner einbrachte, Sonja nahm Helga Simonis am Arm und bugsierte sie nach draußen. Vor dem Gerichtsgebäude steckten sich die beiden Frauen eine Zigarette an, rauchten schweigend. Nach ein paar Zügen trat Helga Simonis die Zigarette aus. Eigentlich rauchte sie gar nicht.

»Was glauben Sie, Frau Wraake? Besteht die Möglichkeit, dass das Schwein davonkommt?«

»Auf keinen Fall. Der ist fällig. Die alte Zicke weiß genau, dass sie keine Chance hat. Gut, dass wir ein halbwegs vernünftiges Strafrecht haben. Dass sie nicht allein entscheiden darf. Haben Sie die Richter und die Schöffen beobachtet? Es waren ja durchweg Männer. Die sind fast vom Hocker gefallen. Ich glaube, die Swelow-Hübner hat dem Angeklagten keinen Gefallen getan.«

»Warum dauert das dann so lange?«

»Sie ist nach wie vor eine mächtige Frau im Apparat und hat so manchen Karrierefaden in der Hand.«

»Also wird er doch ...?«

»Nein. Bellorz hat siebeneinhalb Jahre beantragt, er kriegt so um die sechs.«

Helga Simonis schluckte. »Nur sechs Jahre.«

»Ich weiß. Für jeden Bankraub gibt's mehr, egal ob man eine Gaspistole benutzt oder eine Kalaschnikow«, sagte Sonja und legte eine Hand auf Simonis' Schulter. »Ich bewundere Ihren Mut und Ihr Durchhaltevermögen.«

»Alles Fassade. Vorhin dachte ich, ich halte das nicht mehr aus. Wo bist du hier?, habe ich gedacht. Warum kriegt dieses Schwein nicht eins in die Fresse? Warum kriegt er nicht lebenslänglich, so wie ich?«

»Mit ›Schwein‹ meinten Sie die Richterin?«

»Nein. Wieso?«

»Sie hat Ihnen schwer zugesetzt.«

»Ja. Das hat sie. Sie ist fast so schlimm wie er.«

Helga Simonis' Miene wurde steinhart, ihr Blick glasig, und sie erzählte, was Sonja schon oft gehört hatte. Immer wieder hatte ihr Simonis die schwärzesten Stunden ihres Lebens geschildert. Sonja wusste, wie wichtig es war, ihrer Mandantin zuzuhören.

»Wir haben uns beim Scheidungsrichter getroffen, die Sache ging ganz schnell. Dann hat er mich eingeladen, zu sich nach Hause. Ein kleiner Abschiedstrunk. Zehn Jahre verheiratet sei ja schließlich nicht nichts. Charmant war er, wie zu der Zeit, als ich ihn kennengelernt hatte. Ich war so dumm, so dumm, so dumm. Selbst schuld. Champagner stand bereit, und ein Strauß rote Rosen. Der war gut, der Schampus. Zwei Gläser hab ich gekippt,

mich bedankt, dass nach unserem anfänglichen Streit alles so schnell und unkompliziert gegangen ist. Und dann fängt er auf einmal an. ›Jetzt sind wir beide wieder frei und können uns wieder lieben, so wie damals.« Ich konnte es nicht glauben, hab ein paar flapsige Bemerkungen gemacht, er könne jetzt lieben, wen er wolle, und ich auch, und das würde ich auch machen. Nur dass er nicht auf der Wunschliste stehe. Gelacht hat er. ›Wie damals«, hat er gesagt, ›mein süßer kleiner Kaktus, der gerne sticht«, hat er gesagt und mich dann einfach in die Arme genommen und seine Lippen auf meine gepresst. Er ist so verdammt stark. Ich hab den Kopf weggedreht und geschrien, aber er hat nicht aufgehört. Immer wieder presst er mir seine schmierigen Lippen auf den Mund und versucht mit seiner Zunge reinzukommen. Als das nicht geht, reißt er mir die Kleider vom Leib, ich habe ihn getreten, aber nicht richtig getroffen, und dann ist er wütend geworden, wie immer. Die Ohrfeige hat mich umgeworfen, und ich wusste genau, was kommt. Aber diesmal sollte er mich nicht kampflös kriegen. Noch mal habe ich zugetreten und ihn am Knie erwischt, dass er gejault hat. Fast wäre ich zur Wohnung raus gewesen, aber er war schneller, hat meinen Knöchel erwischt, mich zurückgezogen, sich auf mich geworfen, dass mir die Luft wegblieb. Die restlichen Fetzen Stoff hat er zerrissen, mir seinen Daumen reingebohrt in meinen Leib, das tat so weh, dann hat er mich an die Fußleiste geknallt, mit dem Kopf, ich spüre das Blut, und dann habe ich das Gefühl, mein Unterleib platzt ...«

Helga Simonis hatte beide Hände auf Sonjas Schulter gelegt und starrte ihr in die Augen.

»Eine halbe Stunde. Und immer wieder hat er mir den Kopf an die Fußleiste geschlagen und gegrunt wie ein Schwein, als er endlich seinen Scheiß-Orgasmus hatte. Dann ist er aufgesprungen, ist abgehauen und hat mich im Blut liegen lassen. Ich wollte nur noch sterben, mir die Adern aufschlitzen. Das Messer hatte ich schon in der Hand. Ich war so dumm.«

Sonja spürte ihre Mauern fallen. Abscheulich. Widerwärtig. Unmenschlich. Nein. Menschlich. Männlich. So etwas brachten nur Männer fertig. Diese verzweifelte Frau hatte so recht. Lebenslänglich müsste es dafür geben. Warum nicht als versuchten Mord werten? Das war es doch! Helga Simonis hätte sterben

können. Aber ihre Verletzungen waren nicht schwer genug gewesen. Noch nicht einmal eine Gehirnerschütterung, hatte der Gutachter festgestellt. Und trotzdem hatte sie Glück gehabt. Viel Glück im Unglück. Dass ihr Ex-Mann abgehauen war, sich hemmungslos betrunken hatte, sodass ihn die Streife hatte aufsameln können wie Fallobst; dass Oberstaatsanwalt Bellorz den Fall übernommen und so wasserdicht vorbereitet hatte, dass selbst Swelow-Hübner kein Schlupfloch finden konnte; die beisitzenden Richter: jung, immer noch schockiert von solchen Verbrechen. Angeekelt von dem Angeklagten, der selbst in der Verhandlung noch den coolen Macho rauskehrte.

Helga Simonis beruhigte sich wieder, wischte sich die Tränen aus dem Gesicht, griff in ihre Handtasche, nahm ein Päckchen Tabletten heraus und schluckte eine trocken. Sonja wusste, die Therapie schlug gut an, die junge Frau hatte die Medikamente schon auf die Hälfte reduzieren können, aber ihren Beruf würde sie noch lange nicht wieder ausüben können. Als operationstechnische Assistentin musste sie hundertprozentig dabei sein, durfte sich keine Aussetzer leisten. Ihre äußeren Verletzungen waren schnell verheilt, nicht einmal eine Narbe würde bleiben. Sonja schüttelte kaum merklich den Kopf. Glück. Wie konnte sie von Glück reden? Konnte ein zerstörtes Leben Glück haben? Seit neun Jahren vertrat sie als Anwältin Opfer von Gewaltverbrechen vor dem Landgericht Saarbrücken. Überfälle, Körperverletzungen, sexualisierte Gewalt, Mord und Totschlag. Nein, sie bereute es nicht. Im Gegenteil. Verbrechen war real, und sie konnte helfen und mit dafür sorgen, dass die Täter auch als Täter behandelt wurden. Dass Richterinnen wie die alte Swelow-Hübner nicht schalten und walten konnten, wie sie wollten. Ein guter Gedanke, der sie immer wieder aufbaute. Es gab ja auch andere. Schade, dass dieser Fall nicht bei Richter Rebalde gelandet war. Der hätte die Höchststrafe verhängt und vielleicht noch ein bisschen mehr. Sicherungsverwahrung. Davor hatten alle Schiss. Dann ging es erst mal für viele Jahre hinter Gitter, oder das Schlimmste: ab in die Geschlossene. Zu den ganzen bekloppten Sabbertypen. Dann machten sich die Vergewaltigten in die Hosen, kreischten nach Rechtsstaat und Revision und sie seien doch nicht verrückt, wo bleibt denn da die Gerechtigkeit? Lachhaft.

»Alles klar?«, fragte Helga Simonis.

Sonja spürte eine Hand in ihrer. Sie blickte auf, in diese blauen Augen, die matt glänzten, hinter denen ein grausamer Kampf stattfand. »Oh ja. Natürlich. Verzeihung«, sagte sie und holte tief Luft.

Einer von Simonis' Mundwinkeln deutete den Hauch eines Lächelns an. »Ich weiß Ihre Arbeit zu schätzen. Ich weiß, dass Sie mit Herz und Verstand dabei sind. Sonst hätte ich das auch nicht durchgestanden. Danke.«

Ohne ein weiteres Wort drehte sie sich um und ging mit kräftigen Schritten in Richtung Innenstadt.

Glück gehabt, dachte Sonja. Noch einen Moment länger, und meine Fassade wäre eingestürzt. War es nicht doch ein guter Tag? Zum Feiern geeignet? Der Prozess stand kurz vor dem Abschluss. Helga Simonis hatte durchgehalten. Bellorz' Plädoyer war brillant gewesen. Sie kramte ihr Handy aus der weißen Lederhandtasche, meldete sich im Büro ab und beschloss, auszureiten. Bewegung würde ihr ebenso guttun wie ihrer Stute Annabelle, der Nachmittag lockte mit Schäfchenwolken, einer angenehmen Brise, einem späten Sonnenuntergang und gemähten Wiesen am Hoxberg.

Sie brauchte zehn Minuten mit dem Auto für die elf Kilometer zur Litermont Ranch. Sie würde nie vergessen, wie sie das erste Mal hierhergekommen war. Auf einem Spaziergang in Oberlimberg, wo Oskar Lafontaine sein Haus gebaut hatte, war sie zwei Westernreitern begegnet. Schnell waren sie ins Fachsimpeln geraten, was denn nun besser sei: Western oder Englisch. Sie musste sich eingestehen, dass die Pferde absolut ruhig und ausgeglichen waren. Und zumindest diese beiden Reiter verstanden verdammt viel vom Reiten und vertraten eine Auffassung, die genau ihrer eigenen entsprach: Ein Pferd macht keine Fehler. Nur der Reiter macht Fehler.

Sie hatte die Einladung zum Probereiten angenommen, und schon eine Woche später fuhr sie durch die Eisenbahnstraße in Nalbach. Mitten durch ein kleines Industriegebiet, in dem sich auch der letzte Nachtclub der Gegend fand. Anfangs war sie entsetzt gewesen, denn der Zugang zu den ausgedehnten Reitwegen im Saarweller Wald führte durch ebendiese Straße: vorbei an

einem Betonwerk, das mehrmals am Tag ohrenbetäubenden Lärm produzierte und von Horden von Lkws angefahren wurde, um die tonnenschweren Teile abzuholen. Vorbei an einer Kfz-Werkstatt, aufgegebenen, halb verfallenen Gebäuden. Vorbei am alten Bahnhof, der zeitweilig als Jugendzentrum diente, vor allem an Wochenenden. Unter der Brücke hindurch, über die ständig der Verkehr donnerte. Wie gut, dass sie nicht umgekehrt war, sondern sich einen Ruck gegeben hatte. Das Tor hatte gequietscht, als sie es aufschob, und schon waren ein paar Hunde schwanzwedelnd angelaufen gekommen und hatten um die Wette gekläfft, ließen sich hinter den Ohren kraulen und warfen sich auf den Rücken, eine eindeutige Aufforderung, ihnen den Bauch zu massieren.

Seitdem waren vier Jahre vergangen, und Sonja konnte sich nicht mehr vorstellen, woanders zu reiten. Der Umstieg war ihr leichtgefallen. Wenn sie etwas vermisste, dann die Eleganz der Dressurpferde. Aber wenn es ums Reiten und um die Pferde ging, dann gab es für sie nur noch Western. Allerdings ohne den Ehrgeiz, auf Turnieren Preise zu gewinnen. Reiten sollte sie entspannen und ihr Pferd nicht krank machen. Solveig, ihre Reitlehrerin und Besitzerin der Litermont Ranch, hatte ganz zu Anfang gesagt: »Wer sein Pferd wirklich liebt, der verkauft seinen Sattel und seine Sporen.«

Sonja hatte gelacht und genickt, aber so weit ging ihre Liebe zu Pferden nun doch nicht. Und Annabelle konnte sich nicht beschweren. Sonja hatte die Araberstute dem Metzger unterm Messer weggekauft und ein Jahr mit ihr gearbeitet, bis sie überhaupt bereit war, wieder einen Sattel zu tragen.

Heute begrüßte Annabelle sie mit tänzelnden Schritten und leisem Brummeln. Sie freute sich auf einen Ausritt, ein paar Kilometer rennen, nichts als rennen. Sonja öffnete die Box, Annabelle trat vorsichtig auf die Gasse und stellte sich in die richtige Position. Niemand sonst war da, also brauchte sie Annabelle nicht anzubinden. Seit einigen Wochen musste die Stute nachts in die Box, die Koppeln waren zu unsicher. Ein Pferderipper ging um, schlachtete wahllos. Die Angst hatte Einzug gehalten unter den Pferdebesitzern. Sonja machte sich keine Sorgen, auf der Litermont Ranch war Annabelle gut aufgehoben und bestens bewacht,

die Pferde standen nachts nicht auf der Koppel. Für alle Pferdebesitzer, die keine Stallungen besaßen, sondern ihre Pferde immer draußen, also »robust« hielten, hatte sich eine Wachtruppe gebildet, die nachts aufpasste. Sonja tat ihren Dienst ebenso wie viele andere.

Schnell sattelte sie ihren Liebling, legte ihr eine milde Wassertränke an, das reichte fürs Gelände. Annabelle hatte starke Nerven. Weder Motorräder noch plötzlich aufklappende Schirme oder orange gekleidete Müllmänner konnten sie erschrecken. In der Halle ritt sie ihr Pferd oft nur mit dem Stallhalfter. Aber Sonja wusste, es gab etwas, bei dem Annabelle hätte durchgehen können: einen Schuss aus einem großkalibrigen Gewehr. Äußerst unangenehm. Einmal war ihr das im Gelände passiert. Es hatte fast zehn Minuten gedauert, bis Sonja Annabelle aus dem gestreckten Galopp wieder zum Stehen gebracht hatte. Obwohl sie sich ein Quarter Horse hätte kaufen können, das auch bei Gewehrfeuer ruhig blieb, hatte sie Annabelle behalten. Ihr feiner Kopf, der edle Schwung der Nüstern, die eleganten langen Beine, der zierliche Körper: Sie war eben eine Araberstute. Und sie war geboren für Distanzen. Bis zu hundertzwanzig Kilometer an einem Tag waren kein Problem für sie. Deswegen hatte Sonja mit Annabelle begonnen, Distanzrennen zu reiten. Einfach so. Ohne sich Gewinnchancen auszurechnen, denn die meisten Pferde wurden für die Distanzen regelmäßig trainiert, so wie Marathonläufer. Ärzte wachten über die Gesundheit der Tiere und nahmen jedes Pferd aus dem Rennen, dessen Puls zu hoch war oder das irgendwelche Anzeichen von Erschöpfung erkennen ließ. Annabelle machte einfach, was ihr das Liebste war: rennen. Sonja ließ sie laufen, Annabelle wusste, wann sie Pausen brauchte. Manchmal hatte sie das Rennen abgebrochen, weil Annabelle genug gerannt war, aber meistens waren sie im mittleren Feld ins Ziel gekommen. Zweimal hatte sie ein Rennen gewinnen können. Die Favoriten waren ausgeschieden, und Annabelle war die Schnellste unter den Langsamen gewesen.

Sonja hinterließ eine kurze Nachricht, dass sie allein ins Gelände ging, dann schwang sie sich in den Sattel, verknotete die Zügel am Sattelknauf, sodass kein Zug auf das Gebiss in Annabelles Maul drückte, und richtete sich auf. Annabelle verstand und trot-



tete los. Vorbei an den Lkws ging es, vorbei an dem Getöse der Betonmaschinen, vorbei an dem Nachtclub, vorbei an einem Materiallager, dann rechts auf einen Feldweg, parallel zu einer stillgelegten Bahnlinie. Annabelle blieb ruhig. Nach ein paar hundert Metern ging es über die Gleise, sie kannte den Weg, manch anderes Pferd musste hier erst überredet werden, die Metallschlangen zu passieren. Ein kurzes Stück durch ein Wäldchen, dann über die L337 hinein in den Saarwellinger Forst.

Annabelle zögerte einen Moment, Sonja legte ihr rechtes Bein ein wenig nach hinten, spannte ihr Kreuz, und schon sprang Annabelle in den gestreckten Galopp. Weit griff sie aus, Sonja musste nicht aus dem Sattel, ihr Oberkörper bewegte sich nicht, allein das Becken glich die Galoppsprünge aus. Die Zügel leicht angenommen, nur so viel, dass Annabelle mit den Hinterläufen tief untertrat und den Bauch anspannte, damit ihr Kreuz nicht unnötig belastet wurde. Ansonsten brauchte Annabelle keine Kontrolle. Hätte Sonja sich nur ein wenig schwer gemacht im Sattel, Annabelle wäre sofort in den Trab gefallen und dann stehen geblieben.

So flogen sie durch den Wald, und Sonja vergaß das Leid, das sie jeden Tag erlebte, vergaß, dass sie Angst hatte. Angst davor, dass die jungen Richter doch einknicken könnten vor der Übermacht von Swelow-Hübner. Sie hatte mit halbem Ohr gehört, wie Bellorz vor sich hingeflucht hatte, die deutsche Justiz solle sich schämen und er würde am liebsten den Kram hinschmeißen angesichts solcher Zustände. Natürlich wusste sie, dass Bellorz oft und gerne fluchte und schon mindestens hundertmal am liebsten den Kram hingeschmissen hätte. Trotzdem. Er schien ernsthaft besorgt.

In einem großen Bogen umrundete sie den Hoxberg und kehrte über Nalbach zum Stall zurück. Sie näherte sich von den Kiesgruben her, passierte einen Schlammweiher, als Annabelle stieg, einen Satz zur Seite machte und gleichzeitig bockte. In hohem Bogen flog Sonja aus dem Sattel, landete vor den Hufen von Annabelle, die wie von einer Sehne abgeschossen zur Seite schnellte, um nicht auf ihre Herrin zu treten. Annabelle verlor das Gleichgewicht, durchbrach den Maschendrahtzaun, überschlug sich, rappelte sich hoch, keilte nach hinten aus, machte einen weiteren

Satz und landete im Schlammweiher, wo sie zu Stein erstarrte. Ihre Instinkte sagten ihr, dass jede Bewegung tödlich sein konnte. Der Schlamm griff ihre Hufe wie eiserne Klammern und zog sie in die Tiefe. Langsam, aber unaufhaltsam. Annabelles Augen rollten, dann stieß sie ein lang gezogenes verzweifertes Wiehern aus, das sofort aus vielen Pferdekehlen beantwortet wurde und Sonja aus ihrer Benommenheit holte. Sie rappelte sich auf, wollte zu Annabelle hinstürzen, aber sie erkannte rechtzeitig, dass sie ihr so nicht helfen konnte. Sie wäre nur selbst versunken, und das viel schneller, da sie weniger Angriffsfläche bot.

Annabelle wieherte weiter um Hilfe, Sonja zückte ihr Handy und wählte den Notruf der Feuerwehr, gab ihren Standort und das Problem durch, schätzte nüchtern ab, wie viel Zeit noch blieb, bis Annabelle tot war. Fünf Minuten, vielleicht sechs. Die Feuerwehr würde fünf bis acht Minuten brauchen. Zu lange. Sie musste Annabelle stabilisieren. Sie schaute sich um. Nichts. Kein Balken, kein Seil. Alles schön aufgeräumt. Sie schlug sich an den Kopf. Keine dreihundert Meter entfernt gab es Menschen und Material, um Annabelle zu retten. Sie rannte los, drückte die Kurzwahltaste des Telefons und betete, dass Solveig ihr Handy nicht ausgeschaltet hatte. Nach elf endlosen Klingelzeichen meldete sich John Filmour, Solveigs Ehemann und Geschäftspartner. Sonja blieb stehen.

»Schnell, Annabelle liegt im Schlammweiher! Sie ist schon fast weg!«

Schneller als die Feuerwehr waren die Helfer der Litermont Ranch. Bewaffnet mit Balken, Brettern, Seilen, Schaufeln stürmten sie gemeinsam mit vier Reitschülern den Weg zum Schlammweiher herauf. Annabelles Ruf hatte sie alarmiert, aber sie hatten nicht wissen können, wo sie steckte.

Annabelle sank immer weiter. Ihre Kruppe war schon vom Schlamm bedeckt, wie ein sinkendes Schiff legte sie sich auf die Seite.

»Schnell!«, schrie Sonja. »So macht doch schon! Sie sackt nach links weg!«

Die Helfer rannten, als ginge es um ihr eigenes Leben. Aber dreihundert Meter waren kein Pappenstiel, zumal mit schwerem Material. John Filmour machte den ersten Platz. Ohne Zögern

warf er sich mit seinem Brett auf den Weiher und griff Annabelles Kopf, zog ihn zu sich hin. Das Gewicht drückte Filmour samt Brett einige Zentimeter hinein, immer noch zog der Schlamm an dem Pferd, langsam sanken sie weiter.

Die anderen kamen heran, mehr Bretter klatschten in den Schlamm, Solveig warf sich auf eines, sie hatte ein Seil um ihre Hüften geschlungen, das die anderen hielten und stramm zogen. Langsam ließ sie sich in den Schmodder hineingleiten, warf Filmour ein anderes Seil zu. Gemeinsam zogen sie es vom Kopf her Annabelle unter den Bauch.

Ein zweites folgte, weitere Helfer trafen ein, kurze Kommandos eilten hin und her.

Immer noch sank Annabelle, zwar wesentlich langsamer, aber sie war noch nicht aus dem Schneider.

Mit den Seilen führten sie einen breiten Gurt nach, zogen ihn stramm, legten ihre ganze Kraft und ihr ganzes Gewicht hinein. Nach sieben Minuten hatten sie Annabelle stabilisiert; sie spürte, dass ihr keine Gefahr mehr drohte, ihre Augen hörten auf zu rollen, ihr Atem normalisierte sich.

Endlich rückte die Feuerwehr an, die Lage wurde kurz besprochen. Weitere Gurte wurden unter Annabelle durchgezogen, nach oben verbunden, um sie mit dem Kranwagen vorsichtig aus dem Schlamm ziehen zu können. Eine halbe Stunde nachdem Annabelle in den Schlammweiher gesprungen war, gab der Einsatzleiter grünes Licht. Die Winden zogen an, die Gurte strafften sich, Annabelle entspannte alle Muskeln, als hätte sie dieses Manöver schon zehnmal geübt. Mit einem schmatzenden Geräusch löste sie sich aus dem Morast, hoch über den Köpfen schwebte sie ans rettende Ufer.

Ein Reitschüler begann als Erster zu schreien, zwei weitere stimmten mit ein, John übergab sich in die Wiese, und Sonja sagte nur: »Heilige Scheiße«, bevor sie ein weiteres Mal ihr Handy zückte.

## DREI

Martin Bremer zitterte und schwitzte. Oberstaatsanwalt Sascha Bellorz hatte ihm das eingebrockt. Und das um diese Zeit. Zehn Uhr abends.

»Martin, fahr nach Nalbach, Litermont Ranch, da haben sie ein Pferd aus dem Weiher gezogen«, hatte er gesagt.

Bremer hatte nervös gelacht und gefragt, was er da solle.

»Na ja, an dem Pferd hat was drangehangen, was uns interessieren könnte.«

»Aber Pferde! Da sind Pferde. Ich bin befangen. Ich hasse Pferde! Schlimmer. Ich habe eine Hippophobie. Außerdem sollen sich die Saarlouiser drum kümmern. Wozu gibt's die denn überhaupt!«

Bellorz druckste rum. »Ja, weißt du, zum einen ist das eine hervorragende Gelegenheit, deine Phobie in den Griff zu kriegen, und zum anderen habe ich jemandem versprochen, meinen besten Mann dranzusetzen.«

Für einen Moment blieb Bremer die Spucke weg. »Du verschacherst mich, weil du irgendwem einen Gefallen schuldest? Bist du komplett übergeschnappt? Wer hat die Macht, dich zu kaufen?«

»Niemand, das weißt du. Die Reiterin heißt Sonja Wraake, Rechtsanwältin in Saarlouis, sie engagiert sich für den Opferschutz. Ist eine echt gute Anwältin. Und, na ja, an ihrem Pferd hing halt die Leiche. Oder zumindest ein Stück davon.«

Bremer hatte den Hörer hingeworfen und war in Bellorz' Büro gestürzt.

»Leichenteile, die an Pferden hängen! Jetzt weißt du, warum ich nichts mit diesen grauenerregenden Monstern zu tun haben will. Wen hat das Pferd gefressen? Und nur ein Stückchen übrig gelassen? Der Münster aus Saarlouis soll das machen. Fertig.«

Bellorz drehte seinen Fünfhundert-Euro-Füllfederhalter in der Hand. »Der Münster ist in Urlaub, den Rest kannst du knicken. Und das Pferd hat außer Gras nichts angerührt. Ich erkläre es

dir gleich. Und du hast einen echt dicken Gefallen gut. Ist das nichts?»

Bremer schnaubte nur. »Mit deinen Gefallen will ich nichts zu tun haben. Vielleicht wundert es dich, aber ich kenne Sonja Wraake ebenfalls. Ja, sie ist gut. Aber das ist kein Grund, mich als Wechsel für überfällige Forderungen zu missbrauchen.«

Der Füllfederhalter beendete seine Drehungen. »Machst du es oder nicht?»

Bremer stemmte beide Hände in die Hüften. Schnaubte erneut. »Wenn du bei Haffner durchsetzt, dass wir drei Planstellen mehr kriegen. Und ich will Susanne Holt. Für immer. Und ich will, dass Weber aufhört zu schmollen und wieder mit mir zusammenarbeitet. Wie du das machst, ist dein Problem.«

Bellorz nahm seine Finger zu Hilfe und zählte, streckte Bremer zuerst den kleinen hin. »Erstens. Haffner ist nicht das Problem. Aber Innenminister Schuster kriegt einen Herzkasper, wenn ich damit komme.« Der Ringfinger. »Zweitens. Susanne Holt. Hast du. So gut wie sicher. Kein Thema.« Der Mittelfinger. »Drittens. Weber. Mein Gott, ihr habt euch verkracht wie ein altes Ehepaar. Das ganze Präsidium lacht darüber. Ich werde mit ihm reden. Wahrscheinlich fordert er Überstundenausgleich und festen Urlaub. Mal sehen. Das kann ich mit Haffner regeln.«

Bremer verschränkte die Arme vor der Brust und kniff die Augen zusammen. »Überleg dir sehr genau, was du mir versprichst. Wenn du es nicht einhältst, schmeiße ich den Fall mittendrin hin und mache vier Wochen Urlaub.«

»Kein Problem. Innenminister Schuster schuldet mir auch noch einen Gefallen. Mein Gott, ich komme irgendwann noch durcheinander mit den ganzen Steinchen im Brett. Gut, dass du doch käuflich bist.«

Der schwächliche Bellorz lachte sein dröhnendes Lachen, das wie eine Basstuba klang, und winkte Bremer zu, der sich schon auf dem Absatz umgedreht hatte.

Zwanzig Minuten später stand er auf der Litermont Ranch, schwitzte immer noch und konnte nicht verstehen, wie er so verrückt gewesen sein konnte, diesen Fall zu übernehmen. Susanne Holt war auch schon da, stand am anderen Ende des Innenhofes, gut fünfzehn Meter entfernt, und winkte ihm zu. Aber wie sollte

er zu ihr kommen? Überall standen Pferde herum oder wurden gerade über den Hof geführt. Bremer zog ein weißes Stofftaschentuch aus seiner Jackettasche und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Seine Mutter hatte es für ihn bestickt, mit seinen Initialen und verschlungenen Ornamenten, eins von vielen. Langsam wich das Licht des lauen Juniabends.

Ein Pferd kam auf ihn zu. Groß. Riesig groß. Geifernd, mit mahelnden Zähnen. Es riss sein Maul auf, Bremer war sich sicher, es würde ihn mit einem Bissen auf der Stelle verschlingen. Bevor er flüchten konnte, kam Susanne Holt herüber und machte den Weg frei. Das gefräßige Pferd gähnte noch einmal herzhaft, dann war es an Bremer vorbei. Vorsichtig, nach allen Seiten sichernd, folgte er Holt durch den Innenhof und durch die Reithalle, bemüht, seine Angst zu bezwingen. Die Halle war leer, der Boden versteckte sich unter einer Sandschicht. Sie passierten das hintere Tor, traten nach draußen, kein Pferd kam Bremer entgegen, sondern ein Mensch. Ein junger Mensch in grüner Uniform.

Bremer schwitzte weiter, der Polizist blieb vor ihm stehen, grüßte und begann.

»Wir haben den ersten Angriff erfolgreich ausgeführt: Der Tatort ist abgesperrt, wir haben die Polizeitaucher von der Bereitschaftspolizei angefordert, Zeugen befragt, Personalien aufgenommen, einen Lageplan angefertigt und eine fotografische Dokumentation angelegt. Um acht Uhr einunddreißig ging bei der Feuerwehr ein Notruf ein, der besagte, ein Pferd sei in einen Schlammweiher gesprungen und drohe zu versinken. Die Anruferin hieß ...«

»Sonja Wraake, ich weiß«, unterbrach Bremer.

Unbeirrt fuhr der Polizist fort. »Rechtsanwältin in Saarlouis. Sie machte präzise geografische Angaben und bat die Feuerwehr, sich zu beeilen, denn das Pferd sei bereits fast ganz versunken. Als die Feuerwehr eintraf, war das Pferd jedoch stabilisiert, einige Leute aus dem Reitstall hatten geholfen. Um einundzwanzig Uhr fünf wurde das Pferd mit Namen Annabelle aus dem Morast gezogen, in den Gurten hatte sich ein menschlicher Leichenteil verfangen. Es handelt sich um den Fuß und den Unterschenkel eines Erwachsenen. Und zwar rechts. Der rechte Fuß und der rechte Unterschenkel. Unbekleidet.«

Bremer wartete einen Moment, aber der Polizist sagte nichts weiter. Eine Brise kam auf, der Schweiß auf Bremers Stirn begann zu trocknen, das Zittern hörte auf, kein Pferd hatte nach ihm getreten oder ihn gebissen. Im Gegenteil. Eigentlich machten die Tiere den Eindruck, als sei er ihnen vollkommen gleichgültig. Er fühlte sich besser und verzichtete darauf, dem jungen Mann eine Lektion zu erteilen. »Danke, Kollege. Bitte verscheuchen Sie die ganzen Gaffer. Und machen Sie die Zufahrt frei, damit schwere Fahrzeuge bis zum Weiher durchkommen. Ach ja, bestellen Sie die Taucher wieder ab. Und schicken Sie den Typ dahinten zu mir.« Bremer deutete auf einen schlanken Mann, der eine offensichtlich teure Kamera umhängen hatte.

Ohne ein weiteres Wort machte sich der Polizist an die Arbeit.

Susanne Holt hatte die Zeit genutzt. »Das THW ist mit Pumpen, Filtern, Aggregaten und Flutlicht in einer halben Stunde hier. Die Anrainer des Weihers werden informiert, dass sie ihre Wiesen in der nächsten Zeit nicht nutzen können. Sichtschutz ist ebenfalls geordert. Der Weiher ist übrigens ein Biotop und als Ausgleichsfläche für die Pferdekoppeln angelegt worden. Witzig, nicht wahr? Ein paar Meter weiter ein Industriegebiet und hier eine Ausgleichsfläche und noch mindestens fünfzig weitere Schlammweiher.«

Zufrieden nickte Bremer. Susanne Holt war die geborene Kriminalistin. Ein Überflieger, der auf dem Boden geblieben war. Einser-Kandidatin in allen Kategorien. Und noch dazu eine bildschöne Frau. Das war oft hilfreich, denn sie wusste es, aber es war ihr nicht zu Kopf gestiegen.

Bremer beobachtete, wie der Polizist den Mann mit der Kamera ansprach. Der deutete ungläubig auf sich, dann auf Bremer, nickte und schlüpfte unter der Absperrung durch. Bremer streckte ihm die Hand entgegen, aber der Mann verschmähte sie und begrüßte zuerst Susanne Holt, die ihn skeptisch musterte.

»Na, Martin, was gibt's? Warum lässt du mich in dein Heiligtum?«

»Ich wollte nur ein paar Gerüchten vorbeugen, Reiner.«

Reiner Zettler, Gerichtsreporter der Saarbrücker Zeitung, schmunzelte. »Gerücht Nummer eins: Die Kriminalinspektion Saarlouis ist beim Innenminister in Ungnade gefallen, deswegen übernimmst du den Fall.«

Bremer nickte.

»Gerücht Nummer zwei: Bei der Leiche handelt es sich um den vermissten Pascal.«

Bremer nickte.

»Gerücht Nummer drei: Du gehst in den vorgezogenen Ruhestand.«

Bremer nickte. »Alles Weitere erfährst du von unserem Pressesprecher.« Er griff sich in den Nacken. Das ständige Nicken war nichts für ihn.

Reiner Zettler verbeugte sich tief und verließ den Tatort.

»Bei dir möchte ich wirklich nicht in Ungnade fallen, Martin«, sagte Susanne Holt.

»Du würdest mich auch nicht so verraten, wie Reiner es getan hat.«

»Sicherlich nicht. Aber ihr wart ein Leben lang befreundet.«

»Das macht es nur schlimmer. Wo ist Rudi?«

»Er muss jeden Moment hier sein. Ich habe ihn zu Hause erwischt. Seine Frau war nicht begeistert, aber sie hat ihn gehen lassen.«

»Dann wollen wir mal.« Bremer stiefelte los, auf den Koppeln kein Pferd weit und breit. Hohes Schilf verdeckte die Sicht auf den Weiher, der Zaun, der das Gelände umgab, schien solide. Bremer rüttelte daran, er gab nicht nach. Er warf sich dagegen, aber der Maschendraht war so fest gespannt, dass er davon abprallte wie ein Tennisball vom Schläger. Nach hundert Schritten kam die Stelle, an der das Pferd durch den Zaun gebrochen war. Ein Pfosten war zehn Zentimeter über dem Boden abgeknickt, der Maschendraht gerissen. Bretter, Planken und der Gurt lagen herum, mit dem Annabelle über Wasser gehalten worden war, bis die Feuerwehr eingetroffen war.

»Ich sag's ja, Pferde sind die reinsten Kampfmaschinen. Schau dir diese Zerstörung an. Wenn du da drunterkommst, bist du erledigt, Susanne. Reiten ist lebensgefährlich.«

»Wenn man es nicht kann.«

Bremer drehte sich um. Vor ihm stand eine Handvoll Mann.

»Wer sind Sie und warum trampeln Sie hier in meinem Tatort herum?«, fragte Bremer mit drohendem Unterton.

»Entschuldigen Sie. John Filmour. Man hat mir gesagt, dass Sie

die Ermittlungen leiten. Ich bin einer der Besitzer der Litermont Ranch.«

Bremer ergriff seine Hand und staunte über den kräftigen Händedruck.

»Reiten ist alles andere als lebensgefährlich. Möchten Sie es nicht mal versuchen?«

Bremer erbleichte und zeigte auf den Zaun. »Sonja Wraake hätte genauso gut tot sein können, wenn *sie* in den Schlamm gestürzt wäre und nicht der Gaul. Sie hätte keine Chance gehabt.«

Filmour verzog das Gesicht. »Sie haben Angst vor Pferden. Wie wollen Sie da korrekt ermitteln?«

Bremer holte tief Luft. »Es geht hier nicht um Pferde, sondern um Menschen«, knurrte er. »Ich werde nicht mit Pferden reden und mich vor allem auf keines draufsetzen. Nie im Leben.«

Filmour lächelte. »Aber Sie müssen sich zumindest Annabelle anschauen. Sie ist normalerweise ein absolut nervenstarkes Pferd. Das hier«, er deutete auf den Zaun, »das war kein Reitfehler. Annabelle ist nicht einfach so in Panik geraten. Wir haben es erst jetzt entdeckt. Wollen Sie es sehen?«

Bremer scharrte mit den Hufen. »Was denn? Was ist so bedeutsam, dass ich mich einem Pferd nähern müsste?«

»Auf Sonja Wraake ist ein Attentat verübt worden. Wir haben an Annabelle zwei Schussverletzungen gefunden. Kleinkaliber. Sie hatte so viele Schnittwunden von dem Maschendraht, dass wir die Einschüsse zuerst übersehen haben. Wollen Sie sich das nun ansehen oder nicht?«

»Natürlich will ich. Das Pferd ist angebunden? Und nicht mehr in Panik?«

»Annabelle geht es wieder gut. Sie hat ein schmerzstillendes Mittel bekommen, Sonja ist bei ihr, es besteht nicht die geringste Gefahr, wenn Sie tun, was ich Ihnen sage.«

Bremer schloss kurz die Augen, verscheuchte seine Angst und traf eine Entscheidung. Er folgte Filmour in den Stall. Ein kalter Schauer überlief ihn, als er an den Boxen vorbeikam. In den ersten beiden standen Pferde, deren Köpfe Bremer um zwanzig Zentimeter überragten. Von über zwei Metern Höhe streckten sich ihm die neugierigen Mäuler entgegen.

»Belgische Percherons. Zwei Prachtstücke. Kaltblüter. Sanft

wie Lämmer. Wir bilden sie zusammen mit ihren Besitzern aus, damit sie an Reenactments als Schlachtrösser teilnehmen können. Die Pferde natürlich. Sie spielen die Eroberung Englands im Jahre 1066 nach. Und das hier ist Annabelle.«

John Filmour zeigte in die Gasse. Gegen die Percherons wirkte Annabelle wie ein Rehkitz. Sie schnaubte leise und schnüffelte durch die Nüstern, als sie Bremer sah. Sonja Wraake stand an ihre Schulter gelehnt, streichelte ihren Hals, sprach beruhigend auf sie ein. Bremer nahm sich zusammen, er hörte noch, dass Filmour irgendetwas von sich gab. Egal, ich muss meine Angst überwinden, das habe ich entschieden, also werde ich das jetzt tun, sagte er sich, machte zwei kräftige Schritte nach vorne, streckte seine Hand aus und kraulte Annabelle zwischen den Ohren, bevor irgendjemand eingreifen konnte. Annabelle brummelte leise und legte ihren Kopf auf Bremers Schulter. Wo habe ich mein Testament hinterlegt?, dachte Bremer. Habe ich Saskia ausreichend bedacht? Habe ich unterschrieben?

Aber Annabelle biss nicht zu, bockte nicht, trat nicht aus, nichts. Sie stand da, den Kopf auf seiner Schulter, und ließ sich zwischen den Ohren kraulen. Ein leises Zittern lief durch Bremer, als Annabelle ihn zart mit der weichen Schnauze an die Wange stupste. Wieder begann er zu schwitzen, spürte, wie die Panik in ihm hochstieg. Annabelle nahm den Kopf von seiner Schulter und trat ein Stück zurück, so weit, wie es die Stricke zuließen, mit denen sie rechts und links an ihrem Stallhalfter gefesselt war. Jetzt sah er die vor Unglauben geweiteten Augen der Rechtsanwältin.

»Was?«, fragte er.

Sonja Wraake schüttelte den Kopf. »Das müssen die Schmerzmittel sein. Sie lässt normalerweise keine fremden Männer an sich heran, manchmal noch nicht einmal John. Haben Sie nicht gehört, was er gesagt hat? ›Langsam«, hat er gesagt. ›Warten Sie hier.« Aber Sie sind losgestürmt wie ein Stier, der einen Matador sieht.«

Bremer spürte ein Glücksgefühl, das er nicht beschreiben konnte. Er trat erneut auf Annabelle zu, wieder brummelte sie leise, er legte seinen Kopf an ihren Hals. Das Fell fühlte sich seidig weich an, und ihr Geruch kitzelte angenehm mild in seiner Nase. Er löste sich, Filmour war herangetreten.

»Das Phänomen kennen wir von Kindern. Pferde benehmen

sich bei Kindern anders. Sie sind williger, vorsichtiger und lassen Kindern eine ganze Menge durchgehen. Ich glaube, sie hat Ihre Angst, aber auch Ihr gutes Herz gespürt. Ihre Angst und die von Annabelle haben sich gegenseitig ausgelöscht. Das ist schön.«

Sonja Wraake wiegte den Kopf. »Wir werden sehen. Wie gesagt, das Schmerzmittel wirkt auch stark angsthemmend. Ich glaube nicht an Pferdewunder. Jetzt sollten Sie sich das hier mal ansehen.«

Bremer begutachtete die Einschusslöcher. Die Kugeln waren nicht tief eingedrungen. Sie lagen in einer Schale, die Wraake ihm reichte. Auf jeden Fall Kleinkaliber, Filmour wusste, wovon er sprach.

»Da geht jedes Pferd durch. Selbst die Percherons«, sagte Filmour.

»Natürlich«, sagte Bremer.

»Ein Querschläger. Zufall«, sagte Wraake.

»Möglich«, erwiderte Bremer und registrierte die Angst in Wraakes Augen und ihre Gesten, die nichts davon spiegelten.

»Was für ein Zufall«, stellte Filmour fest. »Genau an der Stelle, an der im Schlammweiher eine Leiche liegt. Unglaublich.«

Die anderen beiden nickten, und Annabelle legte wieder ihren Kopf auf Bremers Schulter. Vorsichtig machte er sich frei, trat zurück, betrachtete Annabelle und fühlte wieder eine Welle Panik aufsteigen. Dafür war jetzt keine Zeit, beschloss er.

»Die Geschosse hatten noch genug Energie, um die dicke Haut des Pferdes zu durchschlagen, aber nicht genug, um tief einzudringen. Ohne Hülsen wissen wir nicht, wie weit der Schütze entfernt war«, sagte Bremer und kratzte sich am Kopf.

»Oder die Schützin.« Filmour.

»Oder die Schützin. Natürlich. Haben Sie einen Verdacht?« Filmour schüttelte den Kopf.

»Und Sie, Frau Wraake? Wer schießt auf Sie?«

»Falls ich die Adressatin war. Das ist nicht klar. Vielleicht war es ein Anschlag auf das Pferd.«

»Der Pferderipper. Mit neuen Methoden. Das könnte sein«, ergänzte Filmour.

»Und wenn es doch Ihnen galt? Ich dachte immer, Pferderipper greifen keine Menschen an?«, fragte Bremer.

»Das dachte ich auch.« Sonja Wraake rieb sich den Kopf. »Mir ist zumindest kein Fall bekannt.«

Filmour senkte den Blick. »Der Ripper ist nicht zu stoppen. Sie können sich nicht vorstellen, wie das ist. Sie kommen auf die Koppel, und da liegt Ihr Pferd im Blut. Es hat niemandem etwas getan. Menschen sind Monster.«

Bremer überdachte die Bemerkung. Zuerst hatte er erwidern wollen, »Menschen können Monster sein, das ist richtig«, aber das war eine Binsenweisheit. Stattdessen versuchte er Filmours Gefühle anzusprechen. »Das ist furchtbar. Als würde man einen Angehörigen verlieren.«

Filmour blickte erstaunt auf. »Ja. Genau so ist es.«

»Ich schicke einen Mann von der Spurensicherung, lassen Sie bitte alles so, wie es ist«, sagte Bremer, stellte die Schale auf einen Stuhl. »Bitte gut aufpassen!« Er deutete mit dem Zeigefinger auf die Geschosse.

Nachdenklich verließ er die Stallgasse, kehrte mit großen Schritten zum Schlammweiher zurück, wo Susanne Holt Zeugen vernahm. Ein Pferderipper, der am helllichten Tag auf eine Reiterin schoss? Nein. Das glaubte er nicht.

Er ordnete an, den Tatort weiträumig abzusperren, mindestens zwölfhundert Meter Umkreis, wenn es irgend ging. Dann rief er Bellorz an und ließ sich den Einsatz einer Hundertschaft Suchtrupp genehmigen, der jedes Hölzchen umdrehen sollte.

»Ein Attentat?« Susanne Holt, die am Weiher gewartet hatte, hob die Augenbrauen.

»Wenn es nur ein Projektil wäre, könnte ich noch an einen Querschläger glauben oder an einen Irrtum. Aber nicht bei zweien. Das Pferd ist blitzschnell zur Seite gesprungen, das zweite Geschoss sitzt fast an derselben Stelle. Eine Meisterleistung. Ein Jäger«, sagte Bremer.

Holt wiegte den Kopf. »Möglich. Ein Sportschütze hätte den zweiten Schuss wahrscheinlich danebengesetzt. Er hätte zweimal kurz hintereinander abgedrückt, das Pferd wäre aus der Schusslinie gewesen. Ein Scharfschütze führt nach, er rechnet mit dem Sprung«, sagte sie, und sie musste es wissen. Bremer hatte mit Genuss verfolgt, wie sie viele Kollegen beim Schießen das Fürchten gelehrt hatte. Er hatte sie darauf angesprochen, und sie hatte ihn



eingeweiht: dass sie von ihrem Trainer eine Sonderausbildung als Scharfschützin erhalten hatte; dass sie das Angebot dankend angenommen hatte, nicht um irgendwann einen finalen Rettungsschuss zu setzen, sondern weil sie alles lernen wollte, was zu lernen war.

»Es kann aber genauso gut Zufall gewesen sein. Das bringt uns nicht weiter.« Holt hob bedauernd die Hände. »Wir wissen nichts.«

Bremer wedelte mit dem Zeigefinger wie ein Oberlehrer. »Wir wissen schon etwas. Um Wraake oder das Pferd zu töten, hat er die falsche Waffe benutzt oder die falsche Distanz gewählt. In beiden Fällen wäre es ein Amateur gewesen. Ich denke, es war eine Warnung. Ein Denkkzettel. Rache. Irgendetwas davon. Er hat sie nur erschreckt«, sagte Bremer. »Weder das Pferd noch Wraake hatten sterben sollen.«

»Das ist auch nur *eine* Möglichkeit. Wenn Tötungsabsicht dabei war, haben wir einen Amateur, der es wieder versuchen wird. Das ist ein Problem«, stellte Holt fest.

»Ja. Eine Möglichkeit und ein Problem.« Bremer lächelte.

»Und noch ein Problem. Die Planung. Wraake hatte gar nicht vor, auszureiten. Es war ein spontaner Einfall.«

»Also hat irgendjemand vom Stall seine Hand im Spiel, oder der Täter hat sie beobachtet, sie losreiten sehen und hat ebenfalls spontan gehandelt«, führte Bremer Holts Gedanken weiter. »Seltsam. Das passt alles nicht. Wir stochern im Schlamm. Lass uns erst mal Fakten sammeln, bevor wir philosophieren.«

Susanne Holt nickte und fragte nach, wer von den bisher bekannten Reitern einen Waffenschein und oder eine Waffenbesitzkarte hatte. Die Antwort kam schnell.

»Albert Heinkel. Er ist Inhaber einer Sicherheitsfirma. Sitz ist der Campus Nobel, ganz hier in der Nähe. Waffenschein, Besitzkarte, aber nur Faustfeuerwaffen, keine Langwaffe dabei.«

Bremer runzelte die Stirn. »Vielleicht haben wir da einen versteckten Waffennarr. Wir werden das Umfeld klären und ihn uns dann vornehmen. Kümmerst du dich drum? Ich mach mich vom Acker, übernehme die Morgenschicht.«

Susanne Holt strahlte vor Stolz. »Klar, Martin. Kein Problem. Bin zur Zeit Strohwitwe, da macht das nichts. Ich lege dir die Be-

richte auf deinen Schreibtisch und bin dann spätestens um zehn im Büro.«

»Ich will dich nicht vor zwölf sehen, klar?«

Sie nickte widerwillig, Bremer lächelte. »Du kennst doch den Standardsatz. ›Du bist meine Beste, deswegen musst du fit bleiben.« Motivationstraining, Stufe eins. Wochenendseminar.«

»Das lernen wir inzwischen schon während der Ausbildung. Aber richtig. Nicht so scheinheilig, wie du das betreibst.«

Holt vertiefte sich wieder in ihre Arbeit. Bremer musste weg. Weg von den Pferden, weg vom Tatort, weg von den Menschen. In der sicheren Einsamkeit seines Autos fragte er sich, warum jemand einen Menschen tranchierte und dann in einem Schlammweiher versenkte. Mehr als hundert Gründe fielen ihm ein, und keinen konnte er wirklich nachvollziehen. Mehr als hundert Menschen, die einen anderen Menschen getötet hatten, waren von ihm verfolgt und festgenommen worden. Darunter einige, die unvorstellbar grausam getötet hatten. Die meisten aber hatten nur einen Moment lang vergessen, dass sie Menschen waren. Beziehungstaten. Eifersuchtsdramen. Gefühle, stärker als alles andere. Wie verletzt muss ein Mensch sein, um alles zu verlieren, was ihn menschlich macht? Denn Menschsein hieß für Bremer: nicht töten. Nicht hassen. Gefühle töten Gefühle, dachte Bremer und schwor sich, nicht in dieselbe Falle zu tappen.